



NORBERT HEINRICH HOLL

**DAS  
QUIRLEN  
DES ROMAN  
HIMMLISCHEN  
MILCHOZEANS**

# Inhaltsverzeichnis

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

# I

Eines hellhörigen Ohrs bedurfte es nicht, um zu merken, dass das ängstliche Piepsen der Rotkehlchen verstummt war, noch ehe der Regen auf das Schieferdach prasselte. Die Kälte hatte eingesetzt. Doch sie schien ihren aufgeplusterten Brustwanst nicht zu durchdringen. Vom Eckfenster aus konnte ich ihr aus Strohhalmen geflochtenes Nest beobachten. Auf geheimnisvolle Weise war es ihnen gelungen, das zerbrechliche Gehäuse unter die Regenrinne zu kleben. So dick, als seien sie gemästet worden, kuschelten sie sich aneinander und warteten das Ende der Regenschauer ab, um in den Ritzen zwischen den Pflastersteinen Essbares zu finden, Regenwürmer oder vertrocknete Samenkörner, die so winzig waren, dass ich sie mit meinen großen Menschaugen kaum sah. Wir hatten im Kalender Ende November erreicht. Bald wäre das Jahr Vergangenheit. Unaufhörlich trieb die Zeit mich vor sich hin.

Als ich den Blick vom Vogelnest zur Straße wandte, glaubte ich in einem anderen Jahrzehnt gelandet zu sein. Denn statt der Rotkehlchen und ihrer blanken Äuglein entdeckte ich einen Mann, der dort nicht hingehörte. Er schien sich in den Jahren verirrt zu haben, und so wie die Zeit mich erbarmungslos vor sich hertrieb, riss dieser mir unbekannte Fußgänger, den ich jetzt jedoch trotz des Abstands der Jahre wiederzuerkennen glaubte, mich in den Jahren rückwärts. Ich empfand eine Gleichgewichtsstörung, fast einen Phantomschmerz, als würde jemand an beiden Seiten meines Ichs zerran und mich in Stücke reißen. Der Mann auf der Straße, der sich wegen des Regens eng an die Häuser drückte und ein Spiegelbild eines anderen war, trug

einen grauhaarigen Kopf auf den Schultern. Die Ohren hatte er mit gefütterten Klappen geschützt. Er humpelte so unbeholfen wie ein Kind, das am Sackhüpfen teilnahm. Seine Hände, die bei klirrender Kälte den Holzgriff seines Kärrchens umklammerten, hielten jetzt die Enden einer durchsichtigen Regenhaut fest. Das Windgestöber, das auf der Straße mürbe Herbstblätter und Zeitungsfetzen vor sich hertrieb, warf mir zugleich ein Bild aus meiner Kindheit in die Augen. Ich musste rasch zugreifen, wenn ich mich erinnern wollte, denn das Gedächtnis war launisch, und zuerst kam das Bild nur in Fetzen zurück, die ich geduldig zusammensetzen musste. Wie flüchtige Schwebeteilchen sank der Erinnerungsstaub auf mich herab und fügte sich nur ganz allmählich zu einem Bild zusammen, in dem ich den anderen Mann wiedererkannte.

Ebenso unglücklich wie der Bucklige mit dem grauen, wirr abstehenden Haar, der sich so eng gegen unsere Hauswand drückte, dass ich ihn von oben kaum wahrnehmen konnte, hatte der Kastanienröster ausgesehen, der im November nahe meinem Elternhaus seinen Standort bezog. Wenn es in Kübeln gegossen hatte, musste er sich in eine Regenhaut aus durchsichtiger Plastikfolie wickeln, und war sie nicht ebenso durchlöchert gewesen wie das Cape, das sich der Mann da unten über Schultern und Arme geschlungen hatte? Er war auf Pünktlichkeit geeicht gewesen. Jeden Tag hatte er die gleichen Handgriffe vorgenommen - so gewissenhaft, als sei er von der Polizei oder dem Ordnungsamt auf Strafe dazu angewiesen worden. Manchmal hatte ich mich neben ihn gestellt und ihm zugesehen, wie er zuerst in seine schwieligen Hände hauchte, bevor er das fahrbare Gestell, auf dem er den Ofen transportierte, auf dem unebenen Pflaster zurechtruckte, ein paar knochentrockene Holzscheite mit einem Spiritusbrenner anheizte und schließlich, so sorgsam abgezählt, als beständen sie aus Gold, drei oder vier Kokseier auf das züngelnde Flämmchen legte. Andächtig

schaute ich seiner Verrichtung zu, als seien der Maronenröster und ich alte Freunde. Mit Ohrenpolstern hatte er sich gegen den Wind geschützt, den der Tiefdruck zwischen die Häuserzeilen trieb. Wahrscheinlich war er damals schon halb taub oder blind gewesen, obwohl er seemannsblaue Augen hatte. An der durch meine kindliche Ehrfurcht geheiligten Straßenecke, wo Burggraben und Clemensstraße sich kreuzten, hatte er mit seinem Öfchen gestanden und sich hin und wieder, wenn die Kundschaft ausblieb, die froststarrten Beine und Arme gewärmt, indem er wie das Rumpelstilzchen ein paar unbeholfene Sprünge tat.

Er sah so hässlich und furchterweckend aus, dass ich am liebsten vor ihm Reißaus genommen hätte, wäre ich ihm nicht so eng vertraut gewesen. Sein Gesicht war von Ekzemen und Krusten überwuchert, als ob er sich nie waschen würde. Seine Hässlichkeit machte es ihm auch schwer, ein fröhliches Gesicht aufzusetzen, wenn Mütter mit ihren Kindern auftauchten oder sogar eine ganze Schulklasse vorbeizog, ausgelassen hüpfende Jungen, anschmiegsame junge Mädchen, die ihren Begleiter am gewinkelten Armen packten und ihn baten, ein Tütchen mit Maronen zu kaufen. Immer sah ich dem gequälten Gesicht an, dass er sich dann redlich Mühe gab, so fröhlich aufzusehen, als gebe es nichts Schöneres auf der Welt, als bei schneidendem Ostwind oder im fröstelnden Nieselregen heiße Röstkastanien zu verkaufen.

Schon als Schuljunge hatte ich begriffen, dass der arme Kerl ein Saisongeschäft betrieb. Nie gab das Wachstum der Kastanienbäume her, dass er seine gerösteten Maronen in einer anderen Jahreszeit verkaufen konnte, zum Beispiel im Sommer, wenn ich Schulferien hatte. Warum mussten auch die wenigen verregneten Wochen vor und nach Weihnachten die beste Zeit des Jahres sein, um sein Geschäft zu betreiben? Nur wenn sich dieses schmale Zeitfenster öffnete, wickelte er altes Zeitungspapier zu

Tütchen zusammen, die er mit seinen Zauberfrüchten füllte. Nicht einmal den Namen des Kobolds kannte ich. Wie hätte ich mit meinen acht Jahren oder neun wagen dürfen, den wortkargen Mann einfach danach zu fragen?

Wahrscheinlich war der Maronenverkäufer längst gestorben. Schon damals war er mit seinen grauen Haaren ein uralter Mann gewesen. So wenigstens hatte ich als Kind gemeint. Weshalb sollte denn ein Achtjähriger, dem das Wasser im Munde zusammenlief, darüber nachdenken, wie alt der Mann sein müsse, der ihm die heißen Kastanien im Papiertütchen reichte? Blieb der Zeiger auf dem Ziffernblatt des Alterns für ein Kind nicht unverrückbar stehen? Doch selbst wenn der Kastanienröster inzwischen gestorben war, erweckte meine Erinnerung ihn jetzt für eine Minute zum Leben. Und schon zielten meine Augen, die ich vor Rosemarie schuldbewusst niedergeschlagen hatte, pfeilgenau auf die Ecke Burggraben und Clemensstraße, als erwartete ich noch immer, den Grauhaarigen dort anzutreffen. Wie ein Meißelstoß durchbrach die Erinnerung an ihn den harten Boden der Vergangenheit.

Als ich auf der Treppe Rosemaries wütende Schritte hörte, riss ich schuldbewusst die Tür auf. Am Flughafen hatte ich sie verpasst, und so musste sie ihren gelben Schweinslederkoffer bei strömendem Regen zur Haltestelle des Airport-Busses schleppen. Doch statt sie schlechten Gewissens zur Begrüßung zu umarmen und mich zu entschuldigen, empfing ich sie schon auf der Schwelle mit den unsinnigen Worten: »Er hat endlich einen Job gefunden«. Rosemarie setzte den schweren Koffer ab, band das durchnässte Seidentuch vom Kopf und fauchte mich an: »Wer ist *Er*, verdammt noch mal?«

»Erik«, antwortete ich vorwurfsvoll.

»Erik? Dein teurer Erik? Was kümmert es mich? Der Kerl ist schwul. Und wenn jemand ihm jetzt das Gnadenbrot reicht, ist er bestimmt von Eriks Vater gesalbt, geölt und

geschmiert worden.« Ich schwieg. Ganz unrecht hatte sie nicht. Eriks BWL-Leistung war miserabel gewesen. Kein Wirtschaftsprüfer oder Steuerberater würde sich um einen unbeholfenen Mitarbeiter wie Erik reißen. Doch ihn *schwul* zu nennen, klang so vernichtend, als hätte er kraft Rosemaries Feststellung das Recht verwirkt, noch weitere dreißig oder vierzig Jahre zu leben und ihr auf die Nerven zu gehen.

Was war nur los mit mir, dass ich ihr nicht zu sagen wagte, wie froh und erleichtert ich gewesen war, als ich es von Frau Hansen, Eriks sympathischer Mutter, erfahren hatte, der ich vor zwei Tagen beim Joggen auf der Kinkelstraße über den Weg gelaufen war. Denn schon zwei miserable Jahre war es her, dass ich zuletzt von Erik gehört hatte. Da hatte ich mich zuletzt mit ihm abgegeben, dem verlorenen Freund. Ausgerechnet sein arroganter Bruder Ottokar hatte es mir in der U-Bahn zugerufen, wo ich eingeklemt zwischen verschwitzten Fahrgästen stand. Weshalb war die Nabelschnur zerrissen, die früher Erik und mich wie Zwillinge verbunden hatte? Dann hatte es plötzlich den Schnitt gegeben, die eisige Stille, die auf dem Gemüt lastende Nichtbeachtung, und allmählich war alles gemeinsam Erlebte zu einer blassen Erinnerung geschrumpft. War meine Hochzeit mit Rosemarie der Grund für die Entfremdung gewesen? Mit Rosemarie, die Erik bereits nach der ersten Begegnung eine selbstsüchtige Person, vor der ich mich hüten sollte, genannt hatte.

»Skiunfall«, hatte Ottokar mir damals über die Köpfe der Fahrgäste zugerufen. »Fuß angeknackst. Aber hat Glück gehabt. Das passiert nun mal im Wintersport«. Skiunfall, das schadet ihm nicht, mochte mancher Fahrgast schadenfroh gedacht haben. Skiläufer galten als egoistische Abenteurer. Wenn einer von denen sich den Hals brach, war es nicht schade für die Menschheit. Ottokar musste die Schadenfreude der unfreiwilligen Zuhörer gespürt haben. Denn mit diesen nichtssagenden Worten und ohne mir zum

Abschied zuzunicken, war er an der Haltestelle ›Barbarossaplatz‹ ausgestiegen. Nein, er war hastig vom Trittbrett gesprungen, als sei der Teufel hinter ihm her.

Soweit ich wusste, lag am Barbarossaplatz die Kanzlei, in der Ottokar arbeitete. Zu spät hatte ich ihn im Gedränge bemerkt. Ich hätte ihn unbedingt fragen müssen, wie sich Eriks Skiunfall abgespielt habe, ob er mit einer kleinen Schramme oder einer leichten Gehirnerschütterung davongekommen sei oder ob der Notarzt ihn auf der Unfallstation eingeliefert habe.

Vor allem quälte mich ein Gefühl des eigenen Versagens. Mich bedrückte meine vermeintliche Treulosigkeit, meine Gedankenlosigkeit, meine Gleichgültigkeit, die sich seit geraumer Zeit bei mir eingeschlichen hatte, mein nachlässiger Umgang mit einem Freund, mit dem ich mich früher so eng verbunden gefühlt hatte wie mit keinem anderen. Seit Monaten hatte ich ihn nicht gesehen und es immer wieder aufgeschoben, ihn anzurufen. Ich spürte, dass sich etwas Trennendes, etwas Beklemmendes in unsere Freundschaft geschlichen hatte. Immer wieder endete meine Gewissensforschung bei der Vermutung, dass es meine Hochzeit gewesen sei, die es ihm unmöglich machte, mich in einer Wohnung zu treffen, die ich mit Rosemarie teilte.

Das alles hätte ich Ottokar in der U-Bahn erklären müssen. Stattdessen hatte ich mir bieten lassen, dass der arrogante Kerl mir die kalte Schulter zeigte.

Aber Gott sei Dank! Endlich hatte es heute die gute Nachricht gegeben. Erik hatte einen Platz bei einem Wirtschaftsprüfer gefunden, der, wie seine Mutter mir freimütig auf der Straße erzählt hatte, mit der Familie Hansen befreundet war. Ich fragte, ob sein Knöchel geheilt sei. »Skiunfall?« Sie runzelte die Stirn und schien nachzudenken. »Ja, alles gut abgeheilt«, sagte sie umständlich, als habe sie den Vorfall längst vergessen. »Ja,

ja, er soll nicht so schneidig laufen.« Ich verabschiedete mich höflich und joggte weiter.

Aber ausgerechnet jetzt, da ich mich über Eriks gesicherte Zukunft freuen durfte, kehrte mein treuloses Gedächtnis zu dem Maronenverkäufer zurück, obwohl weder Rosemarie noch Erik ihn gekannt hatte und mir der Verstand sagte, dass der Grauhaarige seit Jahren tot sein musste. Vielleicht war der Gedankenschwenk nichts anderes als ein seelischer Automatismus, ein Fluchtreflex, um mich von meiner Unruhe loszureißen. Sollte ich Rosemarie nicht weiter von Eriks neuer Arbeit erzählen, sondern ihr vorrechnen, wieviel Jahre seitdem vergangen waren, seit ich den Kastanienröster das letzte Mal besucht hatte? Sie würde mich auslachen, streitlüstern wie sie im Augenblick war. Sie würde den Kopf schütteln, mir einen Vogel zeigen und mich für geisteskrank halten. Sie wüsste nicht einmal, von wem ich spräche. Denn den grauhaarigen Burschen, den immer eine süße Duftwolke umgab, hatte sie gar nicht gekannt. Nur im Stillen reihte ich daher die Jahre aneinander und kam auf fünfundzwanzig.

Eine verflucht lange Zeit.

Während ich den Fußgänger beobachtete, der inzwischen die Clemensstraße erreicht hatte und wahrscheinlich um die Ecke biegen würde und sich damit meinem Blick entzöge, wurde mir bewusst, dass auch ich beobachtet wurde. Mir gegenüber, jenseits des Esstischs, saß inzwischen Rosemarie. Sie hatte ihre nassen Sachen ausgezogen, sich in einen Morgenrock gewickelt und lässig aufs Sofa fallen lassen. Jede Bewegung war genau justiert. Denn wenn sie die Beine zur Seite einknickte und übertrieben geräuschvoll mit einer Seite der Fernseh-Illustrierten raschelte, geschah es nur, um mir zu zeigen, wie wenig ihr Eriks Arbeit bedeutete. Ich machte sie nicht darauf aufmerksam, dass sie eine Illustrierte der vergangenen Woche durchwühlte, deren in Glanzfotos angekündigtes Programm längst abgewickelt war.

Ihre Augen hefteten sich nicht auf die Seite, die sie aufgeschlagen hatte, sondern verfolgten jede Bewegung, die ich machte, jeden Richtungswechsel meines Blicks, das leiseste Vibrieren eines Wimpernschlags, mit einer Wachsamkeit, als wollte sie mich einer Lüge überführen. Rosemarie schien jede Runzel auf meiner Stirn zu zählen, als verrieten sie ihr mein schlechtes Gewissen. Ich merkte, dass sie auf Streit gebürstet war und nur darauf wartete, dass ich ihr mit einem unbedachten Wort den Anlass bot, mit schneidender Anklage über mich herzufallen.

Vorsichtig wandte ich mich vom Fenster ab und von allem, was es auf der Straße und in meinem Gedächtnis zu sehen gab, und zeigte Rosemarie durch meine Blickrichtung, dass das Wohnzimmer, der fuchsrot polierte Esstisch aus edlem Palisander – ein brasilianisches Holz, das, soweit ich wusste, inzwischen nicht mehr geschlagen werden durfte – das mit Wollstoff bezogene Sofa, der hoch ragende Bücherschrank, den ich beim Einzug mit Mühe unter die Zimmerdecke geklemmt hatte, die fünfhundert in Schweinsleder gebundenen Romane oder die zerknitterten Paperbacks, die auf den Regalen Platz gefunden hatten, dass dieses Sammelsurium an Alltäglichkeit unser wahres Daheim war und ich mich hier wohl fühlte.

Ungeduldig warf Rosemarie die Illustrierte in die Ecke. Niemand wollte wissen, wie es um ihre Gesundheit stehe. Ob die Reise sie geschlaucht habe. Ob sie sich während der Busfahrt einen Schnupfen geholt hätte. Nein, stattdessen musste sie sich immer wieder die heuchlerische Bewunderung der Freunde anhören. Der interessante Job in Barcelona und anderen Städten des Auslands, es müsse doch fabelhaft sein, kreuz und quer durch die Welt zu reisen, immer in Luxushotels abzusteigen und von südländischen Ganoven umschwärmt zu werden. Das dachte vor allem ich, ihr Ehemann, der in einem klimatisierten Büro saß und sich um das Pflaster des Bahnhofplatzes kümmerte! Niemand fragte sie, ob es in den schalldicht isolierten

Dolmetscherkabinen, in denen sie bis zu zehn Stunden verbrachte und, wenn sie Glück hatte, in einer kurzen Konferenzpause, weil Unterlagen übersetzt wurden, ein Sandwich mit einer Scheibe Schinken, Mayonnaise und einem trockenen Salatblatt auf die Hand essen konnte und dazu eine lauwarme Coke am Strohalm trank, wie sie das ertrug, ohne einen Hitzschlag zu bekommen? Denn es musste doch siedend heiß sein, wenn die spanische Sonne durch die Glasfront des Sitzungssaals knallte. In Spanien bestimmt vierzig Grad. Aber verdammt noch mal, niemanden interessierte die unfreiwillige Sauna, die sie in der Kabine hinnahm. Niemand ahnte, dass sie sich abends im Hotel wie ein zu Tode gequälter Kadaver aufs Bett fallen ließ und erst nach einer Viertelstunde die Kraft fand, sich unter die Dusche zu stellen und darauf zu hoffen, dass nicht nur braune Wassertropfen auf ihr durchgeschwitztes Haar rieselten. Da alles in ihrem Beruf und im Eheleben so unerträglich war und niemand sie bemitleidete, vor allem ihr Ehemann nicht, der sie am Flughafen im Regen stehen gelassen hatte, verdammt noch mal, bewies Rosemaries wütende Handbewegung, dass sie nicht nur die Illustrierte, sondern auch mich, alle ahnungslosen Freunde und die idiotischen Minister obendrauf am liebsten wie eine zu Ende gelesene Zeitschrift in den Abfalleimer geknallt hätte.

Ich versuchte, meinen Gesichtsausdruck zu glätten, die Zornesfalten einzuebnen und den Kastanienmann endgültig zu vergessen, der in mir wiederauferstanden war. Wie oft hatte Rosemarie sich über mich lustig gemacht, ich sei als Erinnerungsfanatiker geboren, als Gegenwartskrüppel, ich sei ungeeignet, mich dem Alltag zu stellen, obwohl nichts wichtiger im Leben sei als der Alltagstrott, das Anödende, die sich ständig wiederholende Banalität.

Eine Faust hämmerte gegen die Wand, genau dort, wo Rosemarie auf dem roten Sofa saß. Es war unser Nachbar, Herr Balthasar, der pensionierte Oberst aus Wismar. »Die

Wände sind dünn wie Papier«, rief meine Frau empört hinüber. Der Oberst gab ihr wütend zurück: »Verdammt noch eins. Ruhe im Schweinestall!«

»Selbst ein Schwein«, keifte Rosemarie. Ich legte den Zeigefinger auf die Lippen und bat sie stumm, ihre Lautstärke herunterzuschrauben.

Wer wusste, ob sie nicht Recht hatte, ob nicht der Alltag dem Leben die tragende Grundlage gab? Würde die begrenzte Energie eines Menschen reichen, wenn er jeden der tausend Handgriffe, die er Tag für Tag verrichtete, jede Schlussfolgerung, jede Erwartung, jeden Irrtum neu erfinden müsste? War nicht alles, was ich leistete, letztthin das Ergebnis einer Nachahmung? Waren nicht selbst die Worte, die Rosemarie mir vor Zorn bebend an den Kopf warf, oder die Spitzfindigkeiten, mit denen ich mich zur Wehr setzte, Verformungen liebevoller Laute, die meine Mutter und mein Vater mir als Säugling hundert Mal vorgeflüstert hatten? Wie oft hatte ich mich mit meiner Frau gestritten, wenn ich meine drei Fotoalben aus dem Bücherschrank zog und sie mit einer Hingabe durchblätterte, als seien die auf den Fotos abgebildeten Personen, und eben auch Erik, dem ein Ehrenplatz gebührte, tatsächlich vorhanden und unterhielten sich mit mir in einer Sprache, die Rosemarie nicht verstand? War die Erinnerung an Ereignisse, zum Beispiel an unsere unvergessliche Fahrt nach Barcelona, an der sie nicht teilgenommen hatte, eine Trennwand, die ich mit den Fotos zwischen uns errichtete? In mancher Beziehung mochte sie Recht haben. Doch mir war nicht wohl bei dem Gedanken, nur die Gegenwart an mich heranzulassen – also das, was auch meine Frau sah und mit den Händen berührte. Hatte ich keinen Anspruch auf das Vergangene und Unsichtbare? Musste ich ihretwegen meine Erinnerungen auslöschen und meine kostbaren Fotoalben verbrennen, als hätten sie keinen Wert und enthielten nichts anderes als eine Ansammlung von Nichtigkeiten?

Ich warf ihr einen halbwegs verständnisvollen Blick zu. Vielleicht war ich ein schwieriger Mensch. Vielleicht sagte sie ihre Bosheiten nur aus Hilflosigkeit, weil die verfluchten Alben es ihr so schwer machten, mit mir zu leben. Ständig müsse sie eine Bilderflut von dem, was früher gewesen war und sie fast erstickte, von sich wegdrücken, um ein vernünftiges Wort mit mir zu wechseln, über ihre Arbeit in der gegen Geräusche isolierten Dolmetscherkabine beispielsweise, die so heiß sei wie eine Sauna, oder ihretwegen auch über die Steinsorten, mit denen der Bahnhofplatz gepflastert werden sollte. Um zu mir vorzudringen wie zu einem mitfühlenden Lebewesen. »Zu deinem Alltag! Deinem verfluchten Alltag! Und nicht zu einem Bücherwurm, der seine Freizeit damit verbringt, in verstaubten Fotoalben zu blättern«, hatte sie mich vor einigen Wochen angeschrien und war mit hochrotem Kopf nach Barcelona abgeflogen.

»Und außerdem, ja, kerzenhell schwul, garantiere ich dir, du Blödmann«, fauchte sie soeben. »Ganz normal noch eins obendrauf. Nein, normal ist der nicht.«

Ich schaute hinaus ins Graupelwetter. Die erschrockenen Rotkehlchen kuschelten sich ins wärmende Stroh. »Aber was röhrst du da im finsternen Wald!«, schrie ich im Zorn. Etwas Besseres fiel mir nicht ein. Zugleich spürte ich jedoch ein flüchtiges Triumphgefühl, vielleicht sogar eine verzweifelte Genugtuung. Denn der niederträchtige Satz, der nichts als Feindseligkeit verriet, war ihr im sprachlichen Grundgeflecht so verstümmelt und aus den Fugen geraten, dass sogar sie ihr Versagen merken musste. Es fehlte nur, dass sie mir vor Wut wie eine *Vulkanin* Schwefelasche ins Gesicht spuckte.

Es war ein Tag, an dem mir alles missglückte. Als der Airbus aus Barcelona landete und ich Rosemarie am Flughafen abholen sollte, sprang das Auto nicht an. Per Handy musste ich ihr mitteilen, dass ich am Vortag versäumt hatte, die Batterie aufzuladen. Als sie verärgert als letzte in den

Flughafenbus einstieg, war der mit Geschäftsleuten überfüllt, die zur Möbelmesse anreisten. Niemand von ihnen kam auf die Idee, ihr einen Sitzplatz anzubieten. Im Bus habe es gestunken wie in einem spanischen *Urinoir*, beschwerte sie sich als erstes, noch bevor sie mir ›Guten Tag‹ gesagt und mich flüchtig umarmt hatte. Auch jetzt irrten meine Augen auf der Suche nach Freundlichkeit durch das Zimmer. Tisch, Sitzgarnitur, das alte Fernsehgerät – alles hatte ich extra auf Vordermann gebracht, obwohl ich hundert andere Sachen erledigen musste. War ihre schlechte Laune der Dank dafür, dass ich zwei Stunden den Putzteufel gespielt hatte? Wie eine Königin saß sie vor mir, kerzengerade, versteinert, erstarrt in majestätischer Selbstgefälligkeit, rang sich sogar einen Anflug von Lächeln ab, als lese sie mir einen Psalm aus dem Alten Testament vor.

Zugegeben, mit ihrem Lächeln hatte es seine besondere Bewandtnis. Unsere Freunde hatten es vor einigen Jahren als hübsch oder sogar niedlich bezeichnet. Ausgerechnet der spargeld dünne Erwin, in der Schulklasse unser Mathematikgenie, aber null Ahnung von Frauen, hatte mir auf der Hochzeit zugezwinkert: »Sie hat so ein betörendes Lächeln.« Seitdem allerdings trug sie Haare auf den Zähnen. Sie wurde unberechenbar. Sie wurde launisch. Sie machte mich für Vergehen verantwortlich, die andere begangen hatten. Zum Beispiel jetzt der hellhörige Oberst. Manchmal, wenn sie lächelte, geschah es nicht meinetwegen, sondern sie schien sich an etwas zu erinnern, an Barcelona oder eine interessante Reisebekanntschaft im Flugzeug. Gute Laune wechselte mit Stirnfalten. Es war ein Spiel mit Zuckerbrot und Peitsche, ein Wechselsystem von Zuchtrute und Straferlass.

Nach Rosemaries tagelanger Abwesenheit sah ich sie heute zum ersten Mal wieder, und sofort brach ein Streit vom Zaun. Verärgert hatte sie die Wohnung betreten. Kaltes Graupelwetter über unserer Stadt! Welch' ein Unterschied

zum ewig blauen Himmel über Barcelona. Ich hätte über ihre schlechte Laune die Achseln zucken können. Doch das brachte ich nicht fertig. Jetzt schnaubte auch ich vor Wut. Zunächst griff ich zum Taschentuch und schnäuzte mich gründlich, um zu zeigen, wie sehr es mich kränkte, wenn sie verächtlich von meinem besten Freund sprach und vor Wut ihrer Sprache die Zügel schießen ließ. Dabei sollte gerade Rosemarie als Konferenzdolmetscherin wissen, wie präzise und wohlklingend Worte zu setzen seien. Mir fielen noch weitere Begriffe ein, um sie zurechtzuweisen. Verrat ... Unterdrückung ... Niedertracht ... aber solche Anklagen schienen mir dann doch allzu weit hergeholt.

Damit Rosemarie mir meine Wortbedürftigkeit nicht anmerkte, blickte ich zum dritten Mal in die grauen Wolken, die über der Stadt lagen. Die Standuhr schlug eine halbe Stunde nach der anderen, Es half alles nichts. Auch das trübe Wetter bot keinen Trost. Im Grunde hätte ich, während ich auf den Burggraben schaute, die Augen schließen können. Denn ich sah vor mir nichts als das Gesicht meines Freundes, das immer wie demutsvoll auf mich gerichtet war, Mitleid erregend, schuldbewusst, unterwürfig vor jedem Hindernis, das sich ihm in den Weg stellte.

»Er war schwul. Ja, schwul. Schwul. Ich weiß, du möchtest das nicht hören.« Rosemarie bekräftigte ihre hämische Feststellung mit solchem Nachdruck, als wollte sie mit ihrer Feindseligkeit nicht nur meinen Freund, sondern auch mich verletzen. Sie wusste, dass ich den Ausdruck für das schäbigste Wort der deutschen Sprache hielt. Ein Wort aus der Gosse. Als Altsprachler stieß ich mich daran. Wenn jemand nicht den Ausdruck *homosexuell* oder – ein wenig elitärer – *homoerotisch* beherrschte, sollte er, verdammt noch mal, den Mund halten und mich nicht mit einem Schimpfwort besudeln, das nur schlechte Laune verriet.

Wütend rückte sie mit ihrem Stuhl. Die Beine schrammten über den Fußboden. Ich fürchtete, der Oberst setze seine Faust erneut in Bewegung, zwang mich zur Ruhe und trat

ans Fenster. Der Regen hatte beinahe aufgehört. Zwischen dunklen Wolkenfetzen sah ich ein Stück blauen Himmels.

Wieder trat mir der Maronenröster vor die Augen. Da hatte er auf seinem Klappstühlchen gehockt und seine altersmürben Knochen ausgeruht. Eine Postkarte hatte er an die Stuhllehne geheftet. Sie zeigte eine von Indianern im Federschmuck gejagte Büffelherde am Ufer des Mississippi. Eines Tages hatte meine Mutter den wortkargen Mann nach seinem Namen gefragt. Er hatte ihr die Zudringlichkeit nicht gerade übelgenommen, denn alberne Fragen der Kundschaft gehörten zum Geschäft. Doch er hatte so lange geschwiegen, dass man glauben musste, er habe mit seinen tauben Ohren die Frage nicht verstanden. Dann hatte er die schwierigen, gegen das Feuer gehärteten Hände mit einer resignierenden Geste in den Schoß sinken lassen und geantwortet: »Keinen«.

Ja, weiß Gott! ›Keinen‹, hatte er zu meiner Mutter gesagt. Jetzt fiel es mir ein. Klang das nicht wie Kapitän Nemo, den *Niemand*, den Jules Vernes erfunden hatte? Vor seiner Antwort war ich zurückgeschreckt. Aber ›Keinen‹ heißt doch kein Mensch. Hier hat niemand einen so komischen Namen. »Das ist vielleicht was für Hunde«, war ich meiner Mutter beigesprungen. Denn ich hatte Angst, wenn die beiden wegen so etwas Belanglosem wie einem Namen aneinandergerieten, von denen es bestimmt zigtausend zum Auswechseln gab, bekäme ich in Zukunft kein Taschengeld, um mir ein Tütchen Maronen zu kaufen.

»Doch. Ich heiße nun mal so, *leev Madamm*«, hatte er gemault und war in die Mundart geglitten. Meine Mutter hatte er prüfend angesehen, auch ein wenig feixend, als wolle er feststellen, ob sie es wert sei, seinen Namen zu kennen. Ein weiteres Wort hatte er auch mir nicht gegönnt, obwohl ich es ihm wert sein müsste, weil ich Jahr für Jahr zu seinen Kunden zählte und ihm manchmal von der Schule erzählte. Von der Prügelei auf dem Schulhof, von der

zerbrochenen Fensterscheibe, in die ich meinen Fußball versenkt hatte.

Einmal war ich sogar in Tränen ausgebrochen, als ich ihm berichtete, der uralte, zahnlose Wachhund des Schulhausmeisters sei eingeschläfert worden. Das Tier sei halbblind gewesen. Graue Schleier hätten seine Augen bedeckt. Nur noch tapsend habe er den Schulhof überquert, und jetzt sei er mit der Spritze erledigt worden. *Erlöst worden*, hätte der Hausmeister gesagt. Der Hund hätte die Tollwut gehabt, und die sei auch für Menschen lebensgefährlich. Nicht nur hatte ich oft Kastanien gekauft, sondern ihm auch meine echten Geheimnisse anvertraut, von denen nicht einmal meine Mutter etwas wusste. Daher hätte ich es verdient, seinen wahren Namen zu kennen und nicht den erfundenen oder aus irgendeinem Buch gestohlen wie ›Keinen‹. Das Geheimnis seines Namens blieb ungelöst und trug dazu bei, mich dem grauhaarigen Mann mit Respekt zu nähern und ihn scheu mit ›Hallo, Herr Keinen‹ zu begrüßen. Oft stand ich auch vor ihm, ohne etwas zu kaufen, und ließ den Röstduft in meine Nase steigen.

Rosemarie war damals sieben oder acht. Sie kannte den Maronenröster nicht. Sie wohnte in einem anderen Stadtviertel, schwänzte oft die Schule und wusste noch wenig von den Köstlichkeiten des Lebens. Sie hatte nie den Maronenduft gerochen und wusste nicht einmal, dass es geröstete Esskastanien gab! Wie konnte sie die Ehrfurcht verstehen, meinen versonnenen Blick, mein nachdenkliches Lächeln, mit denen ich auf die Kreuzung von Burggraben und Clemensstraße schaute!

Aber wäre dieser Herr Keinen noch derselbe Mensch? Würde ich ihn und er mich erkennen? Die Frage, die ich mir jetzt am Eckfenster stellte, war berechtigt. Denn womöglich war er völlig erblindet. Würde er mich anhand meiner Stimme einordnen können, an meinem respektvollen ›Hallo,

Herr Keinen!<? Oder hätte er vom Trinken Triefaugen bekommen, die blaue Iris wäre grau verschattet, das weiße Haar stände zerzaust vom Kopf ab? Wie schade, dass ich als Schulkind kein Handy besessen hatte, denn Handys gab es noch nicht. Deshalb besaß ich auch kein Foto von dem störrischen Mann, das ich in mein Album kleben konnte.

Es läutete an der Tür. Draußen stand im blauen Kittel der Hausmeister und roch nach Knoblauch und Bier. Er vermeldete in strammer Haltung einen Kurzschluss. »Im Sicherungskasten über Ihnen, junge Frau«, beruhigte er Rosemarie, die schreckhaft vom Sofa aufgesprungen war und den Hausmeister persönlich für alle Schäden im Haus haftbar machte.

»Das ist noch Vorkriegskrempel«, entschuldigte der sich. »Ich sage Ihnen, der Sicherungskasten ist reinste Lebensgefahr. Ich hab' ja schon viel gesehen«, schwadronierte er los. »Aber so ein Sicherungskasten! Der echte Brandbeschleuniger!« Er erlaubte sich, Rosemarie seine schmutzige Hand auf die Schulter zu legen. »Sind eben in der Bausubstanz und den Leitungen noch Nachkriegsstandard und jahrelang auch noch sozial zugeteilt Das will was heißen. Verrostete Kupferdrähte! Dass ich nicht lache!«

»Ja, stark verrostet. Das wissen wir.« Ich versuchte den Mann zu beruhigen und aus unserer Wohnung zu komplimentieren. Ich war zwar nicht für den schludrigen Hausbau der Nachkriegszeit verantwortlich, aber als Angestellter im Städtischen Bauamt durfte ich den verrosteten Sicherungskasten nicht mit einem Schulterzucken abtun.

»Außerdem stand gestern so ein Mann auf der Straße, genau vor dem Haus«, sagte der geschwätzige Hausmeister. »Den habe ich noch nie hier gesehen. Ich habe keine Ahnung, ob er etwas damit zu tun hat. Irgendwie die

Hauptleitung sabotiert vielleicht. Haben Sie den Mann beobachtet?«

»Vor unserem Haus? War es wirklich ein Mann oder eine verkleidete Frau«, fragte Rosemarie argwöhnisch. Wie lächerlich, musste der Hausmeister denken. Eine als Mann verkleidete Frau vor unserem Haus. War Rosemarie schizophren vor Eifersucht geworden? »Haben Sie die Person beobachtet?« fragte sie als nächstes. »Hatte der Mann Werkzeug in einer abgegriffenen Ledertasche mit sich geführt?«

Ausgerechnet an der für mich magischen Ecke Burggraben und Clemensstraße, überlegte ich. Vielleicht benannt nach dem opulent lebenden Kardinal Clemens August, dem man das Schloss Augustusburg verdankte? Wie ein Wasserfall stürzten die Vermutungen übereinander. Warum gingen mir die verfluchten Maronen nicht aus dem Kopf, in dem sich doch schon andere Fragen ballten! Als Kind hatte ich darunter gelitten, nicht am Rohrbruch der verrosteten Wasserleitung, die der Hausmeister nicht müde wurde zu beklagen, sondern weil die Kastanien erst ab Ende November geröstet wurden. Nicht die Kirchenglocken oder der Adventskranz läuteten die Vorweihnachtszeit ein. Es war auch nicht pure Naschhaftigkeit oder ein ungezügelter Heißhunger, die mir anzeigten, dass wir bald das Fest begehen würden, sondern mit dem Kastaniengeruch kam eine Feierlichkeit auf, die nur einmal im Jahr unsere Straße wie mit Weihrauch erfüllte.

»Nein, für den Schaden kommt die Hausverwaltung auf«, hörte ich die Hausmeisterstimme zu meinem Rücken sagen.

Heißhunger war schließlich auch nur eine Verlockung des Vergänglichen, die man stillte, indem man sich den Mund vollstopfte. Aber Maronen – das war etwas anderes, etwas in Frieden Geweihtes. Das hatte ich schon als Schuljunge gespürt. Dann setzte allmählich die Winterkälte ein, und meine Mutter gebot mir, Wollhandschuhe zu tragen. Auch der durch den späten Novembernebel gedämpfte Klang der

Glocken gehörte dazu. Die Maronenzeit war wie ein Festschmaus, zu dessen Vorbereitung meine Mutter viele exotische Gewürze brauchte, die ich kaum dem Namen nach kannte. Fehlte auch nur eins, ein Lorbeerblatt, Thymian, Basilikum oder Salbei, weil wir es in keinem Geschäft finden konnten, war der Putenbraten oder der österreichische Nudelauflauf mit Pilzen, den mein Vater über alles liebte, völlig verdorben. Der hohe *Dom zu Sankt Peter*, dem unsere Stadt ihren stolzen Rang verdankte, lag nur zweihundert Meter von unserem Haus entfernt. Auch das gehörte zum Kastanienkauf. Ebenso die beifällig schmunzelnden Fußgänger, die fröstelnd zur Arbeit eilten, mir jedoch stets ein Kopfnicken schenkten. Es kamen unheimlich viele Ingredienzien zusammen, echte und erfundene, sie alle erhöhten mein Vergnügen, wenn ich auf dem Burggraben Herrn ›Keinen‹ mein Scherflein ablieferte und in Herzensruhe den mehligten Kastaniengeschmack genoss.

Da ich ein versöhnlicher Mensch war und mein Zorn rasch abkühlte, hatte ich inbrünstig auf besseres Wetter gehofft, damit Rosemaries schlechte Laune sich ins Freundliche kehrte. Doch als ich am nächsten Morgen die Schlafbrille abnahm, erriet ich schon am Lichteinfall, dass schwere Wolkenpakete über unserem Stadtviertel hingen. Die Rotkehlchen hatten keinen Anlass, ihr mit Stroh gepolstertes Nest unter der Dachrinne zu verlassen. Denn unaufhörlich platschte der Regen gegen die Fensterscheiben, und Wasser floss ebenso unaufhörlich gurgelnd zum Gully ab. Die Stunden vergingen. Rosemarie blieb im Bett liegen. Bis Mittag klarte es nicht auf. Ich sah, dass vom Nussbaum im Garten gegenüber die letzten welken Blätter vom Sturm abgerissen waren und einige Zweige geknickt worden.

Allmählich drängte sich das Bild des nasskalten Wetters am Hausmeister vorbei, vermutlich weil sich in der grau-weißen Masse, die ich mein Gehirn nannte, zufällig zwei Ganglien berührten, die eine zuständig für Rohrbrüche, die andere für

den Nebel im November, und beide Ganglien sagten einander per elektrischen Impuls ›Guten Tag‹. Aber genug der Erinnerungen. Ich musste mich dem Ernst der Lage stellen, ein unternehmendes Gesicht aufsetzen und mit dem Hausmeister einen Termin vereinbaren. Dann würden zuverlässige Handwerker unser Bad in Beschlag nehmen, den Meißel ansetzen, Verputz von der Decke stemmen und alte Kupferdrähte mit der Zange aus der Wand rupfen. Sie würden die ganze Wohnung verschmutzen und mich mit dem Gefühl zurücklassen, betrogen worden zu sein. Ich nickte zu allem. Was half mir der alte Mann, der mich heute nicht mehr wiedererkennen würde. Dem pausbäckigen Blondschoopf begannen sich über der Stirn die Haare zu lichten. Erriete er, wie gern ich zurück in die Jahre flüchten würde, als ich ihn, aber auch Erik das erste Mal gesehen hatte?

Der redselige Hausmeister und seine Geschichte von der als Mann verkleideten Frau waren fortgegangen. Rosemarie saß mir noch immer gegenüber, hatte die bequemen Pantoffeln mit den blauen Pompons abgestreift, die Beine auf das Sofa geknickt und entwickelte unbewiesene Verdächtigungen. Um mich zu kränken, hatte sie die Fernsehzeitung lässig über den Schoß gebreitet und blätterte durch sechzig nichtssagende Seiten. Beklommen stand ich am Fenster, von meiner Frau abgewandt, und betrachtete die gelben Blätter des Nussbaums, die der nasskalte Wind im Kreis umherwirbelte und genau vor unserer Haustür ablegte. Rosemarie war noch immer auf Streit gebürstet.

»Er hat mich nie angetastet«, sagte ich ihr im Stillen. »Ja, frauenscheu ist er. Da gebe ich dir Recht. Aber nicht nur das. Er ist menschenscheu«.

## II

Die Tage auf dem Wandkalender, ein Geschenk der Stadtverwaltung für treue Bedienstete, strich ich bedächtig aus. Das Wetter hingegen änderte sich in rasendem Tempo. Am ersten Dezember schneite es. Seit hundert Jahren habe es so zeitig keinen Schnee gegeben, las ich in der Zeitung. Die Räummaschinen rückten früh an, schoben die Pracht wie eine Bugwelle vor sich her und verwandelten ihr Weiß in schmutzigen Matsch. Vom Fenster aus sah ich den orangefarbenen uniformierten Italienern und Türken bei der Arbeit zu.

Ich öffnete das Fenster einen Spalt weit, um Rosemaries Zigarettenqualm von gestern Abend abziehen zu lassen. Weiche Schneeflocken benetzten mein Gesicht. Soeben trat eine junge Frau, eine Mitbewohnerin, auf die Straße. Ich kannte nicht einmal ihren Namen und hatte sie, wenn sie mir auf der Treppe begegnete, in einer fremden Sprache murmelnd, es fehlte nur, dass sie die Perlen einer tibetanischen Gebetsschnur zwischen den Fingern gewunden hätte, oder wenn ich ihr die Haustür aufhielt, nicht angesprochen. Auch sie war gleichgültig an mir vorbeigestöckelt, ohne mein stummes Kopfnicken zu erwidern. Selbstbewusst den fein modellierten Kopf hochreckend und den Bauch einziehend, um die Schlankheit ihres Körpers zu betonen, verschwand sie durch die Tür auf die Straße. Sie schritt erst an der grünen Mülltonne vorbei, dann am Vorgarten des Nachbarn, dann an der altmodischen Straßenlaterne, die als Erinnerung an vergangene Zeiten nicht beseitigt worden war, sie setzte die Füße so stolz voreinander, als sei sie ein Mannequin oder

pudelnackt und wisse die Bewunderung aller Blicke auf sich gerichtet.

Ich wusste nichts von ihr. Auch ein Mehrfamilienhaus barg seine Geheimnisse. Mir war nur aufgefallen, dass sie selbst im Sommer das Fenster ihrer Wohnung auf dem ersten Stock mit einem pflaumenblauen Samtvorhang verschloss. Die seltene Farbe weckte meine Neugier. Das Pflaumenblau wies in Richtung Persien. Meine Fantasie verwandelte die Frau in eine Medizinstudentin aus Isfahan, die vor Tyrannen nach Deutschland geflohen war. Die kastanienbraunen Haare glänzten matt und waren Rosemarie verhasst. Ohne Beweis für ihren Verdacht bezichtigte sie meine stolze Perserin, eine leichtlebige Person zu sein. Weshalb hätte sie sonst an heißen Tagen die undurchdringlichen Samtvorhänge zugezogen? Ich sehnte den Frühling herbei. Krokusse würden die verharschte Schneedecke durchbrechen. Unsere kinderreichen Rotkehlchen würden ihr Nest verlassen, und die junge Frau aus Isfahan würde ihren dunklen Wintermantel gegen ein Blumenkleid aus Seide vertauschen.

Der Zufall bestätigte meinen Scharfsinn. Jetzt wusste ich, wie sie hieß. Der Graupelschnee hatte mir ihren Namen in die Hände gespielt, einen Briefumschlag mit ihrer Adresse. Der Postbote war in Eile gewesen und hatte das Kuvert aus Unachtsamkeit am Schlitz ihres Briefkastens vorbeigesteckt. Er hatte nicht gemerkt, dass der vom Schneeregen durchnässte Brief herunterfiel. Zufällig kam ich durch den Hausflur, sah den Brief auf dem Boden liegen und schob ihn in den Postschlitz der Studentin. Im letzten Moment dachte ich daran, die Anschrift zu studieren. Und da stand ihr Name: *Mandana Barkeshli*, vielleicht iranischen Ursprungs, aber bestimmt nicht deutsch. Ich drehte das Kuvert um und las auf der Rückseite den Namen des Absenders: Professor Amon Barkeshli aus Teheran. Bedurfte es weiterer Beweise? Rosemarie verschwieg ich meine Entdeckung. Die

Atmosphäre von Strenge, Eifersucht und Argwohn, der ich daheim ausgesetzt war, wurde nicht deutlicher fühlbar als in den Minuten, in denen ich die Treppe zur zweiten Etage hinaufstieg, den Schlüssel aus der Tasche zog und mir Zugang zu meinen eigenen vier Wänden verschaffte.

Ich war jedoch fassungslos, was der Name der Iranerin in mir veränderte. Denn im Internet fand ich heraus, dass die Mutter von *König Kourosh*, dem Gründer des Perserreiches, so hieß. Wie oft waren wir im Geschichtsunterricht mit den Großkönigen *Darius* und *Xerxes* gepeinigt worden. Jetzt verfolgte mich die persische Sippschaft bis ins eigene Haus! Ein Grund mehr, Rosemarie den Namen der hübschen Iranerin zu verschweigen. Obwohl ich nicht die Absicht hatte, die interessante Studentin im Treppenhaus anzusprechen oder ihr mutiger zuzulächeln, speicherte ich ihren Respekt einflößenden Namen in der Schatzkammer meines Gedächtnisses. Mandana drang in meinen Kopf. Sie löschte Erinnerungen aus. Sie möblierte mein Gedächtnis neu. Plötzlich stieg mir das Mysterium des Röstgeruchs, der mir vor wenigen Tagen wie biblischer Weihrauch erschienen war, nicht mehr in die Nase. Vielmehr war für einige Wochen mein Gehör, wenn ich die Treppe hinunterging, auf das Rascheln eingestimmt, das ich hörte, wenn die junge Frau mit dem königlichen Namen mir auf der Treppe entgegenkam.

Ich spitzte aber auch die Ohren, wenn ich ein Quietschen vernahm. Mein akustisches Umfeld durfte ich trotz des Geschreis in unserer Wohnung nicht vernachlässigen. Dann quietschte die lederne Beinprothese unseres geschwätzigen Hausmeisters. Er hieß einfach Herr May. Bei einem Arbeitsunfall hatte er einen Unterschenkel eingebüßt. »Wir haben einen neuen Briefträger«, sagte er diesmal im Vorübergehen.

Wieder war es ein unfreundlicher Dezembertag. Das Schneetreiben hatte zwar aufgehört, doch jetzt warf sich

Dauerregen auf die Dächer. Neuerdings spielte das Wetter völlig verrückt. Propheten des Weltuntergangs hatten uns seit Jahren gewarnt, der Vorrat an berechenbarem Wetter sei aufgebraucht. Es sei *fünf nach zwölf*. Windströmungen des Atlantiks fielen über das Rheinische Vorgebirge her, eigneten es sich als Beute an und jagten kalte Graupelschauer wie in einem Karussell kreisrund. Draußen wurde still. Der vom Schneematsch bedeckte Burggraben war gähnend leer. Autos und Passanten hatten sich in Unterkünfte geflüchtet, um nicht von einem Wirbelwind hinweggeschleudert zu werden. Durch den unablässigen Regen dröhnten beherzt die Domglocken.

Die meteorologischen Bedingungen des Augenblicks wären günstig gewesen, mich an den Kastanienverkäufer zu erinnern. Doch ich war nur um die zarte Iranerin besorgt. Vielleicht war sie an Schneetreiben nicht gewöhnt und war in einem blumenbestickten, raschelnden Seidenkleid zur Vorlesung gegangen. Doch über glitschiges Kopfsteinpflaster kämpfte sich statt Mandanas eine Nonne mit weißer Flügelhaube durch den Sturm. Beim nächsten Windstoß würde sie vom Boden abheben.

Ich machte das Fenster behutsam wieder zu, um keinen Zorn zu wecken, keine künstliche Erregung, und bei den Fensterangeln nicht einmal ein leises Knirschen hervorzurufen. Langsam und vollkommen geräuschlos, die Hände auf die Armstützen gedrückt, ließ ich mich in meinen Lieblingssessel sinken. Er war mit zerschlissenem Hirschleder überzogen und stammte von meinem Großvater mütterlicherseits, einem Steinmetz aus Trier, den ich nie gekannt hatte, weil er vor meiner Geburt gestorben war. Ich streckte die Beine aus. Doch trotz der Bequemlichkeit fühlte ich die Beklommenheit einer Sequestrierung. Gab es nicht ein Theaterstück - *Geschlossene Gesellschaft* - und saßen nicht drei zum zeitlosen Dreierdasein Verbannte beisammen? Zählte man die Erinnerung an Erik hinzu, saßen auch wir uns verkrampft gegenüber. Gestern Abend

war das Stück im Fernsehen gezeigt worden. Rosemarie hatte hämisch gelacht und sich in ihrem Unglück bestätigt gefühlt. Aber war unsere Ehe schon am Ende? Würden wir beide wie drei zur Verdammnis Abgeurteilte verbissen aufeinander einhacken und uns zerfleischen? Wenn ich zum Fenster hinausblickte, sah ich nichts Tröstliches, nur den Sturzregen und den entlaubten Nussbaum, an dessen Zweigen der Sturm rüttelte.

Unschlüssig sah ich mich um. Das Fernsehgerät wollte ich nicht einschalten und auch keine CD mit Renata Tebaldi auflegen. Beides hätte neuem Streit Tür und Tor geöffnet. Fand ich die Ruhe, einen Kriminalroman zu lesen? Ich trat zum Bücherschrank. Die fünf Regale mit Buchrücken hatten etwas Deprimierendes an sich. Fast alle Bücher hatte ich gelesen, doch nur wenige hatten sich mir eingeprägt. Die meisten Erzählungen waren mir so fremd, als hätte ich nie in ihnen geblättert. Kein Ansporn, sie noch einmal zu lesen. Lieber kehrte ich zurück in ein Haus, in dem ich mich gewärmt fühlte.

Als ruhender Pol, als einsamer Brückenkopf im Wirbel meiner Unschlüssigkeit standen im Bücherschrank drei Fotoalben in Reih und Glied. Ich hatte sie militärisch geordnet, dem Alter und der Dicke nach. Wenn Rosemarie sie abstaubte, gerieten sie in Unordnung. Ich hatte sie binden lassen. Die blauen Lederrücken stützten einander auf engem Raum. Rechts davon der *Brockhaus*, links die *Buddenbrooks*. Die Alben hatte ich, um sie bequem zu greifen, auf die zweite Stellage bugsiert. Die Anordnung gefiel mir. Oft stand ich vor dem Bücherschrank, ohne ein Album herauszunehmen, nur um sie wohlwollend zu betrachten. Die Bände dienten mir als Erinnerungstresor, als verschlossener Safe, hinter dessen Stahltür ich meine Vergangenheit aufbewahrte. Nur eine furchtbare Feuersbrunst, bei der meine Wohnung, unser stattliches Haus und womöglich der ganze Burggraben ein Raub der

Flammen geworden wären, hätte den Erinnerungsschatz vernichten können! Auch Erinnerungen hatten ein Verfallsdatum. Sie verblassten im Gedächtnis. Da konnte selbst jemand wie ich, der sich eines starken Gedächtnisses rühmte, froh sein, in den Fotoalben seine Erinnerungen bestätigt oder verworfen zu finden. Die Bände gelegentlich auf meine Knie zu legen und sie langsam durchzublättern, war wie die Rückkehr in eine Vergangenheit, die allein mir gehörte. Rosemarie war von diesem Teil meines Lebens ausgeschlossen. Denn sie erschien nur auf einem Foto. Nur einmal hatte sie vor meiner alten *Leica* posiert. Sie war von früh auf elektronisch eingestellt, ging behände mit dem Computer um, freundete sich mit den Geheimnissen des Internet an, tanzte per Mausclick über den Bildschirm und hatte für simple Fotos auf Zelluloid oder Gelatine nichts übrig. Sie war zu bequem, die Aufnahmen mit Fotoecken in ein Album zu kleben und eine Beschriftung darunter zu setzen, mit Datum und Namen der abgelichteten Personen und dem Anlass der Aufnahme. Sie machte sich lustig, wie altmodisch ich meine Erinnerungen in ein Album heftete. Ich glaube sogar, unsere unterschiedlichen Erinnerungsweisen waren an vielen Zerwürfnissen schuld. Unsere Hochzeitsbilder jedenfalls und die späteren Urlaubsfotos aus Venedig, von der Insel Sylt und einer kroatischen Stadt, deren mit Konsonanten und Rachenlauten gespickten Name ich seitdem vergessen hatte, waren gestochen scharf als Dateien auf ihrem Rechner gespeichert. Sie konnte sie jederzeit auf den Bildschirm holen. Ein Fingerdruck genügte, während ich im Bücherschrank erst einmal suchen musste, um mich für einen Buchrücken zu entscheiden. Doch ich mochte die Elektronik nicht. Man konnte den Lichtreflex auf dem Bildschirm nicht in die Hand nehmen, ihn nicht hin und her wenden, um auf seiner Rückseite eine Zahl, den Namen des Fotografen oder ein mit Bleistift notiertes Datum zu lesen, man konnte nicht an ihm riechen, um sich zu vergewissern, dass ihm noch immer der Hauch eines